

Gärten in den Alpen.

Von *Alwin Seifert*, München.

Eine der wenigen in jedem Sinn erfreulichen Lebensäußerungen der Nachkriegszeit ist das unverkennbare Anwachsen der Freude an Garten und Gartenleben in allen Schichten unseres Volkes. Jene Bevölkerungskreise, die von den Schattenseiten unserer industriellen und Großstadt-Entwicklung am meisten betroffen und dem Garten seit Jahrzehnten fremd geworden waren, suchen zu ihm zurück, finden in ihm Freude und Erholung, Abkehr vom Asphalt und Liebe zur Scholle; und dort, wo deutsche Gartenkultur erhalten geblieben war, erfährt sie eine sehr bemerkenswerte Erneuerung und Vertiefung. Wenn auch noch nicht, wie in England seit einem Jahrhundert, ein wohlbegründetes Wissen um alle Dinge des Gartens bei uns Gemeingut der Gebildeten ist, so haben doch die besten der neuen deutschen Gärten an Inhalt das englische Vorbild erreicht, an künstlerischer Form vielleicht übertroffen. Trotz Englands jahrhundertelanger nie abgerissener Gartenkultur, trotz Amerikas erdrückendem Reichtum erscheint die beste aller Gartenzeitschriften in Deutschland und in diesem verarmten Land hat der vor dem Krieg noch kaum bekannte neue Stand der Gartenarchitekten es in kurzer Zeit zu beachtlichem Ansehen gebracht.

Gerade in unsern Tagen sehen wir nun, daß die neuerweckte und vertiefte Freude am Anlegen und Pflegen von Gärten auch vor den Alpen nicht Halt macht und in diesem noch gartenarmen Gebiet sich zu betätigen trachtet. Daß die Alpen, wenigstens in den uns naheliegenden Teilen, überhaupt gärtnerisches Neuland sind, hängt weniger mit den Schwierigkeiten zusammen, die dem Gartenbau hier erwachsen, als vielmehr mit dem Umstand, daß diese Gebiete bajuwarisch besiedelt sind. Und zufällig sind die Baiern der deutsche Volksstamm, der den Garten am ehesten entbehren kann, der sicher viel weniger gärtnerisch begabt ist als etwa Sachsen, Franken und Schwaben. Der Altbayer, mindestens der Bergbauer, stellt sein Haus frei in die unberührte Landschaft und duldet Zaun und Hecke nur soweit, als die Pflege seines Viehes sie erforderlich macht. Der Franke umhegt seinen Hof und macht den Hag zum Garten. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch der Altbayer Freude am Garten und an Blumen hätte; nur ist der Drang zu eigener Gartenarbeit nicht eben entwickelt und ganz umgelenkt auf die Pflege von Topfpflanzen für Fenster- und Balkonschmuck, in der gerade in den Alpen und in ihrem Vorland oft genug geradezu Erstaunliches geleistet wird.

So ist es eine bajuwarische Einstellung, wenn so oft behauptet wird, an und in unsern Bergen sei die Natur so schön, daß Gärten ganz überflüssig seien. Die Schweiz gibt unsern Landen an Naturschönheit gewiß nichts nach, und ist doch voll von schönen Gärten aus alter und neuer Zeit. Heute aber kommen auch in unsere Berge Leute und siedeln sich an in ihren Tälern, an ihren Hängen, denen der Garten ebenso unerläßlich ist wie dem Baiern entbehrlich, die auch in der herrlichsten Natur deren schönste Kinder in einem kleinen Bezirk nah um sich haben wollen.

Diese Gartenliebe nun hat in der ungewohnten und schwierigen Umwelt der Alpen keine Erfahrung, findet keine Tradition vor, auf der sie fußen könnte. Wo sie es ernst nimmt mit ihrer Aufgabe, müht sie sich ab in unsicherem Tasten und Versuchen, erleidet viele, viele Verluste und findet selten die rechte, der besonderen Landschaft entsprechende Form. Wo sie es sich leicht macht und gedankenlos Tieflandsformen des Gartens ins Gebirge verpflanzt, da erleidet sie sichere Fehlschläge und bringt zudem schwer erträgliche Fremdkörper in das Landschaftsbild. Es ist notwendig und sicher nützlich, schon am Beginn dieser neuen Bewegung, welche die Harmonie unserer Bergwelt ebenso zu bereichern als empfindlich zu stören vermag, ihr den rechten Weg zu weisen. Angesichts der unendlichen Vielfältigkeit der Voraussetzungen, denen der Garten in den Alpen sich anpassen muß, kann man allerdings diesen Weg nicht in ein paar allgemein gültigen Formeln aufweisen. Nur aus der vollkommenen Erkenntnis von Sinn und Wesen des Gartens überhaupt und der restlosen Erfassung der besonderen Eigenart jedes einzelnen Gartenortes im besonderen kann die jeweils richtige Lösung gefunden werden. So müssen die nachfolgenden Betrachtungen weit ausholen, um allgemein gültig zu werden.

Alles Gartenwesen ist eingespannt zwischen zwei Pole: Gärtnerkunst und Gartenkunst.

Gärtnerkunst befaßt sich nur mit dem Werkstoff des Gartens. Sie sucht künstlich die jeder Pflanze besonders zusagenden Verhältnisse zu schaffen, sie strebt danach, die von der Natur in Boden und Klima gegebenen Grenzen zu überwinden. Ihre Mittel hiezu sind Schutz vor Kälte, Schutz vor Sonne, vor Wind, vor Regen, künstliche Veränderung des Bodens, ja selbst künstliche Besonnung. Ihr Stolz ist es, Pflanzen weit über ihre natürlichen Verbreitungsgrenzen hinauszureißen, sie noch am Leben zu erhalten unter klimatischen Bedingungen, die ihnen ohne diese künstlichen Hilfen tödlich wären.

Gartenkunst arbeitet am Aufbau, an der Form des Gartens. Sie strebt nach der harmonischen Lösung der in jedem Garten durch Zweck und Örtlichkeit gestellten Aufgaben. Die Harmonie, die hier verlangt wird und die das Wesen des Künstlerischen ausmacht, sie muß herrschen in allen Beziehungen, die innerhalb und außerhalb des Gartens bestehen. Einklang muß sein zwischen Form und Inhalt, zwischen Form und Umwelt, zwischen Inhalt und Umwelt, zwischen allen Teilen, allen einzelnen Gewächsen des Gartens, und die Pflanzen selbst

sollen in sich harmonisch sein, sollen ein getreues Abbild darstellen der ihnen innewohnenden besonderen Schönheit.

Je unberührtere Natur nun die den Garten umgebende Landschaft ist, um so weniger künstliche Vorrichtungen sind erträglich in ihm, um so weniger also ist Raum für Gärtnerkunst. Ohne viel Nachhilfe sollen hier die Pflanzen der ihnen möglichen Schönheit nahekommen können; die ihnen gebotenen Lebensmöglichkeiten müssen innerhalb ihrer natürlichen Anpassungsbreite liegen; sie sollen das Optimum ihres Gedeihens an jedem Gartenort finden, sollen bodenständig sein, wenn es gestattet ist, dieses in Baukunst und Volkstum gebräuchliche Wort in die Gartenkunst zu übertragen.

In diesen Sätzen nun ist alles Rüstzeug enthalten, um einen künstlerisch einwandfreien Garten zu schaffen an jedem Orte der Erde, also auch in unsern Gebirgen. Und da sie verlangen, daß ein Garten in Einklang stehen muß mit seiner Umwelt, sei sie gebaut oder gewachsen, also auch mit der Landschaft, in der er liegt, so umfassen sie auch die Forderungen, die im Sinne des Naturschutzes an Gärten in den Alpen gestellt werden müssen. Naturschutz heißt doch Bewahrung, ja möglichst noch Steigerung der in jahrtausendlanger Entwicklung gewordenen besonderen Eigenart jeder Landschaft, Erhaltung einer Vielheit auf kleinem Gebiet einheitlicher, im großen aber mannigfaltigster Schönheiten gegen eine Zeit, die nur Verflachung zum Herdenwesen, Vernichtung des Charakteristischen, der Sonderart kennt, die Naturschönheit nur zerstören, nicht aufbauen kann. In den Alpen nun, wo Natur alles ist, wo alles Menschenwerk klein und kleinlich wird vor ihrer Größe, dort dürfen nur Gärten entstehen, die völlig aus dem Geist dieser Landschaft heraus geschaffen, nur in ihr möglich, für sie typisch sind. Eine Verpflanzung irgendwo erprobter Tieflandsformen des Gartens ins Gebirge ist nicht nur geistlos, sie führt auch immer zu Mißerfolg. Denn gerade unter den harten Auslesebedingungen des Berglandes zeigt sich, daß die aus künstlerischen Gründen geforderte Angleichung des Gartens an das Landschaftsbild zwangsläufig auch die allein wirtschaftliche Gartenform ergibt.

Es ist also verlangt, daß in unserer Zeit, die wirklich Grund zu Sparsamkeit und Bescheidenheit hat, die Pflanzen des Gartens ohne viel Pflege zur vollen, ihnen eigentümlichen Schönheit heranwachsen. Das können sie nur, wenn sie den an jedem Gartenort herrschenden Verhältnissen ganz besonders angepaßt sind. Nirgends sind diese örtlichen Wachstumsbedingungen auf kleinem Gebiet verschiedenartiger als in den Alpen. In oft schmalen Streifen, deutlich voneinander abgesetzt, herrschen atlantisches, pontisches, kontinentales, extrem kontinentales, ja arktisches Klima; genau sind kenntlich die Frostlagen ebener Talböden, vielen Pflanzen verderblich die Gebiete häufigen Föhneinbruchs; jede Bodenart bedingt ein anderes, ihr eigentümliches Vegetationsbild, bald grüne Matten, bald trockene Föhrenhaine, bald Azaleenpolster, und scharf geschieden sind kalkholde und kieselholde Flora; grundverschieden bewachsen

sind nördliche und südliche Talwandungen, und ein geübter Beobachter kann an Art und Form des Baumwuchses die Höhenlage des Standorts ablesen.

Wenn es möglich war, daß draußen im Flachland bis in die letzten Jahrzehnte in ganz Mitteleuropa ein Allerweltsgartentyp herrschen konnte, so ist für das Alpengebiet solche Uniformierung völlig ausgeschlossen. Jede Landschaft, die durch Höhenlage und Klima, Boden und Besonnung eine von der Umgebung abweichende Eigenart besitzt, muß auch ihren besonderen Garten bekommen, nicht nur in bezug auf den Inhalt, sondern auch auf die Form. Denn neben Zweck und Örtlichkeit bedingt auch der Inhalt die Form, wie ja ein Garten mit Bergahorn und Sommerlinden anders aufgebaut sein wird, als einer, dessen Pflanzenauslese durch Zirbe und Legföhre bestimmt ist.

Jeder Gartenort ist durch die Art und den Wassergehalt des Bodens und des Untergrundes, durch die absolute Höhenlage und die relative Höhe zum Talboden, durch die Zugehörigkeit zu dem einen oder andern Klimagebiet, durch Lage und Neigung zu Sonne, Wind und Regen, durch die besondere Art der Umgebung ein pflanzengeographisch genau bestimmtes Gebilde und von der ihm angepaßten, auf ihm bodenständigen Pflanzenauslese muß der Gartengestalter ausgehen. Den Grundton einer Gartenschöpfung geben an die einheimischen Bäume und Sträucher; sie in den Alpen richtig zusammenzufinden, vermag allerdings eher ein botanisch als ein gärtnerisch geschultes Auge. (Es kommen da recht sonderbare Verhältnisse vor, über die man leicht stolpern kann. So gibt es etwa dicht besiedelte, kaum 800 m hoch gelegene Landschaften, in denen ohne erkennbaren Grund weder Rotbuchen noch Weißbuchen vorkommen. Wer vor Enttäuschungen sicher sein will, achtet auf solche Dinge.) Zu den Holzgewächsen werden die dem Ort zugehörigen ausdauernden Stauden ausgelesen, was um so leichter fällt, je höher gelegen der Garten ist, dann die wenigen allenfalls in Frage kommenden Einjährigen — und ein für manche Gärten genügender Werkstoff ist beisammen.

Für manche Gärten genügend — gewiß nicht für alle. Es ist ein durchaus falscher, wenn auch oft gepredigter Puritanismus, für ländliche Gärten nur einheimische Pflanzen zuzulassen oder höchstens noch die mit den schönen alten deutschen Namen, deren Herkunft aus fremden Ländern vergessen ist. Es hieße die Entwicklung der Gartenkultur an einem ganz willkürlich gewählten Punkt abbrechen, wenn man von den ausländischen Gartengewächsen nur jene verwenden dürfte, die vor 1600 zu uns kamen, sodaß ihre Namen noch eingedeutscht wurden. Zu allen Zeiten gehörte es zum Begriff Garten, daß in ihm mit Vorliebe, oft fast ausschließlich Kinder fremder Floren gepflegt wurden. Je weiter wir in der Geschichte des deutschen Gartens zurückgehen, um so weniger einheimische Gewächse finden wir in ihm. Die Gärten Mitteleuropas ruhen letzten Endes auf den Lehren Columella's, der im ersten nachchristlichen Jahrhundert das gesamte Wissen der Antike über den Gartenbau zusammenfaßte, und dank dem berühmten *capitulare de villis et cortis imperialibus*

Ludwigs des Frommen ist eine größere Anzahl von Gewächsen der Mittelmeerflora als wesentlicher Grundstock jedes echten Bauerngartens mit geradezu mythischer Kraft bis auf unsere Tage bewahrt worden. Heute noch pflegt der Bauer in seinem Garten fast ausschließlich fremde Pflanzen und läßt das, was von allein in Busch und Hag gedeiht, auch draußen. Nur der Städter zieht mehr und mehr die Kinder der einheimischen Flora in seine Gärten, weil sie ihm in seiner Naturfremdheit ungewohnt, selten und kostbar geworden sind.

Die Abneigung gegen ausländische Gewächse ist entstanden, als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unsere Gartenkunst verfiel und durch Gärtnerkunst ersetzt wurde. Deren Liebling war alles, was durch Form oder Farbe möglichst auffallend vom Grundton der heimischen Landschaft sich abhob, also Einheit und Einklang empfindlich störte. Das Fehlen allen Gefühls für Musikalität in ihnen hat uns so viele alte Gärten mit ihren Musa und Yucca, Paulownien, Blutbuchen und weißbunten Ahornen, Blaufichten und Araucarien so gründlich verleidet. Auch der fremdartigste Baum oder Strauch ist nicht an sich häßlich, er wird aber zum Störenfried, wenn er am falschen Platze steht.

Der Grundzug der mitteleuropäischen Landschaft ist der einer gewissen Sparsamkeit und Kargheit, verursacht durch die besondere Auswirkung der Eiszeit in Europa, die hier von der alten Baumwelt mehr zerstörte als in Amerika und Asien. Besonders klar ausgeprägt ist diese herbe Einfachheit der Baumflora in den Alpen und doch kann sie durch mancherlei Gehölze fremder Zonen fein und unauffällig bereichert werden, ohne ihre Eigenart zu verlieren. Ein Garten ist schließlich nicht einfach ein abgegrenztes Stück Landschaft, sondern ein in Form oder Inhalt oder in beiden bereichertes und gesteigertes. Ein Streichquartett kann man zu einem Kammerorchester ausbauen, ohne gleich Posaunen, Trompeten und Pauken dazuzunehmen.

Es ist verständlich, daß die unauffälligen Fremdlinge erst später zu uns kamen; so haben wir nicht recht viel Erfahrungen mit ihnen. Von den meisten ist auch nicht genügend bekannt, unter welchen Verhältnissen sie in ihrer Heimat leben, um daraus auf den ihnen gemäßen Ort in unsern Breiten schließen zu können. Wir wissen nicht einmal, wie hoch wir mit unsern altbekannten Gartenpflanzen ins Gebirge hinaufgehen dürfen. Es wäre ein sehr verdienstvolles Unterfangen, wenn an Hand der in den Alpen schon vorhandenen Gärten die oberen Verbreitungsgrenzen aller bisher gepflegten Gartenpflanzen erforscht und in Beziehung zu denen entsprechender Wildpflanzen gebracht würden. Es müssen ja trotzdem noch Versuche genug gemacht werden; aber wo man diesen kost-

Zu nebenstehendem Bild: Die auf dem Bild besonders in Erscheinung tretenden Wildstauden der amerikanischen Prärien gedeihen in dem weiten Talkessel ausgezeichnet. Das Beet gemahnt an die Üppigkeit des Krautwuchses an unseren Bergbächen und auf den Garmischer Talrücken. Farbenfülle und ungebundene Wuchsform bilden einen ungewöhnlich eindrucksvollen Kontrast zu der erhabenen Ruhe der duftblauen steinernen Berge.



Phot. Seifert.

Staudenbeet in einem Garmischer Garten im Jahr nach der Pflanzung.

spieligen, langwierigen und opfervollen Weg durch planvolle Sammelarbeit vorhandener Tatsachen abkürzen kann, sollte es geschehen.

Wie aus der Fülle der einheimischen Gewächse den harten Anforderungen des Alpenklimas nur eine beschränkte Auslese gewachsen ist, so wird auch, durchaus zum künstlerischen Vorteil der Alpengärten, nur ein kleiner Teil aus der Überfülle der Gartenpflanzen, seien sie fremder Herkunft oder durch gärtnerische Zucht entstanden, in ihnen sich brauchbar erweisen. Und doch stehen in den nächsten Jahren gerade sehr hochgelegenen Gärten Möglichkeiten bevor, wie sie nirgends sonst in Mitteleuropa gegeben sind. Von englischen und deutschen Sammlern ist aus den Gebirgen Westchinas, dem reichhaltigsten Pflanzenparadies der Erde, und aus Hochlagen des Himalaja eine erlesene Auswahl aller schönster Hochgebirgspflanzen, vor allem wundervoller Rhododendren gebracht worden, die aber nur gedeihen können, wo ihnen eine langanhaltende tiefe winterliche Schneedecke beschert ist. In den botanischen und Liebhabergärten Englands und Schottlands, wo ein milder Winter den Schutz durch Schnee ersetzt, harren diese köstlichen Gehölze der Verbreitung. In hohen Lagen des Urgebirges könnten sie Gärten ganz besonderer Schönheit schaffen helfen, die doch reine Alpengärten blieben.

Ein paar Beispiele mögen erläutern, in welchem Sinne die Pflanzenauslese für Gärten der Alpen beachtet sein muß.

Linden sind vielleicht die im Flachland am meisten verwendeten Laubbäume. Für städtische Alleen sind sie geradezu unentbehrlich und in großen Mengen, die doch dem Bedarf kaum genügen können, werden in den Baumschulen solche Arten herangezogen, die den schädlichen Einflüssen der Stadtluft, Rauch, Staub und trockener Sommerhitze, am besten widerstehen können: holländische Linde, Krimlinde, Silberlinde. Zehn gegen eins ist zu wetten, daß ein Gärtner, der im Gebirge Linden pflanzen soll, eine der vorgenannten Arten verwenden wird, schon weil sie in jedem Baumschulkatalog zu finden sind. Damit versündigt er sich einmal an den Linden, weil er sie in Klimalagen bringt, für die sie nicht geschaffen sind, und an der Landschaft, weil er ihr, ohne daß sie eine Verbesserung oder Bereicherung der angestammten Flora bedeuteten, Bäume aufzwingt, die nichts weniger als Gebirgscharakter, im Gegenteil oft geradezu langweilig regelmäßige Wuchsform haben. Bis in Höhen von 1200 m ist die Linde des Gebirges unsere einheimische großblättrige Sommerlinde, für warme trockene Kalkböden auch die kleinblättrige Winterlinde, die aber viel langsamer wächst als ihre gegen Kälte und Feuchtigkeit widerstandsfähigere Schwester. Die ganz unvergleichlich herrlichen und nirgends als in unsern Voralpentälern in gleicher Schönheit nachahmbaren Laubholz-Naturparks des Alpenrandes bestehen zum wesentlichen aus Bergahorn und Sommerlinden. Sie sind aber dem landläufig gebildeten Gärtner kein Vorbild für die Anlagen, die er schafft, weil sie ja bodenständig, also gewöhnlich sind.

Auch der sonst in den Städten viel gepflanzte Spitzahorn hat im Gebirge

nichts zu suchen, wo der Bergahorn zu unerreichbarer Schönheit heranwächst. Erst in Höhen von mehr als 600 m bekommt seine Rinde die silbrigrötliche Farbe und die leuchtend dunkelgrünen Moospolster; sein Wachstumsoptimum findet er in dem Gürtel zwischen 900 und 1300 m Seehöhe und dort ist ein alter Bergahorn ein ganzer Garten für sich. Wohl geht auch der Spitzahorn bis in 1000 m Höhe in die Alpen; doch kann auf ebenen Talböden kein Laubbaum es an Schönheit mit dem Bergahorn und der Sommerlinde aufnehmen und nur an Berghängen mag die Rotbuche in Wettbewerb mit ihnen treten.

Stechpalme und Eibe sind Kinder atlantischen Klimas; sie nutzen die reichlichen Niederschläge längs des Nordanstiegs der Alpen und sind dort in einem schmalen, scharf begrenzten Streifen heimisch geworden; ihr gutes Gedeihen — es gibt am Breitenstein Stechpalmen mit 10 m Höhe — zeigt an, daß in diesem regenreichen Gebiet in etwa 800 bis 1200 m Höhe Immergrüne mit großer Aussicht auf Erfolg in Gärten versucht werden können, so mindestens *Prunus Laurocerasus*, *Daphne Laureola*, und auf kalkfreien Rohhumusböden auch die hochgezüchteten großblumigen Rhododendren, die sonst nur in Nordwestdeutschland ihre volle Schönheit erreichen. Auch von solchen Immergrünen warten allerhand Neueinführungen aus Innerchina auf den Einzug in unsere Berggärten.

Wo sie heimisch ist wie in den Alpen, oder in den letzten zwei Jahrhunderten von selbst eingewandert, wie auf der schwäbisch-bayerischen Schotterebene, übertrifft kein fremder Nadelbaum unsere Fichte an Schönheit. Die Leidenschaft der meisten Gärtner und Gartenliebhaber, Parks und Gärten mit fremden „dekorativen“ Koniferen vollzustopfen, ist nirgends weniger am Platze als im Gebirge. Doch kann eine leise Abwandlung des an sich ja sehr formenreichen Themas Fichte sehr reizvoll sein. Es gibt oft leicht silbrig angehauchte Formen, die aber für den Gartenbau nicht zu bekommen sind (nur die subvar. *alpestris* wird neuerdings gezogen); sie könnten besonders an sonnigen Stellen — an die allein ja bereifte Pflanzenformen passen — sehr gut ersetzt oder gesteigert werden durch die serbische *Picea omorica*. Für kleinere Gärten wären oft kleinnadlige Formen sehr erwünscht, die auch nicht im Handel sind; an deren Stelle kann die schöne *Picea orientalis* treten, namentlich an Orten, die gegen Winter-sonne geschützt sind. Diese beiden Fichten stehen vorzüglich mit den heimischen zusammen und stören nie die von der Natur selbst angeschlagene Harmonie.

In gewissen Höhenlagen des Flysches und der Molasse am nördlichen Alpenrand ist die Tanne der herrschende Waldbaum; ihr könnte wohl, Geschick und Vorsicht vorausgesetzt, die kaukasische Nordmannstanne zugesellt werden. Alle andern Tannenarten aber sind ganz entbehrlich, besonders die blauanadeligen. Kein Land in Mitteleuropa ist so grün wie das nördliche Alpenvorland, nirgends also stört mehr die Blaufichte, dieser unselige Fremdling, der doch so siegreich den härtesten Wintern trotzt, in den neunziger Jahren die Zierde jedes Kommerzienratsgartens, heute der Stolz des kleinen Mannes. Es ist nicht zu sagen, wie

viel Mißklänge, ja Zerstörungen dieser Baum auf dem Gewissen hat, der mit seinem harten, wagrecht geschichteten Aufbau zu keinem deutschen Waldbild paßt. Seine Nadeln verdanken ihre graublaue Färbung einer Wachsschicht, die sie gefeit macht gegen schärfsten Sonnenbrand. Überallhin wird die Blaufichte gepflanzt in unsere grüne Landschaft, in die sie niemals hineingehört, nur nicht dorthin, wo sie von ganz eigenartigem Reiz sein könnte: an sonnenverbrannte gelbe oder braune Felswände, an denen kein grüner Baum fortkommt. Hier könnte sie den besonderen Charakter des Landschaftsbildes ausgezeichnet sichtbar machen, hier würde sie nicht zu ihrem starren regelmäßigen Wuchs kommen, sondern sicher höchst malerische Formen annehmen. Oberhalb der Olivenwälder der südlichen Kalkalpen wäre manch schöner Standort für sie; aber dort müht sich merkwürdigerweise der Gärtner damit ab, die Fichte, den Charakterbaum von Feuchtigkeit und Kälte, aller Ungunst des Ortes zum Trotz, hochzubringen.

Der Wahrbaum der lichten Bergeshöhen ist die Lärche, die in den Alpen ihre Urheimat hat. Im Tiefland unten ersetzt sie der Forstmann mit Erfolg mehr und mehr durch die breitausladende japanische Lärche. In Alpengärten ein gleiches zu tun, hätte wenig Sinn, wenn es auch nicht stören würde. Doch kann es recht zweckmäßig sein, im kleinen Garten, den der mächtige Baum erdrücken würde, statt ihrer die langsam wachsende Kurilenlärche zu pflanzen, wenn man auf das charakteristische Wuchsbild der Lärche nicht verzichten will.

Es gab eine Schule der Gartenkunst, die viel mit den natürlichen Pflanzengesellschaften arbeitete. Es ist mehr Romantik dabei herausgekommen als Kunst, weil man die große Linie übersah. In den Alpen aber ist die Beachtung dieser Gesellschaften unerläßliche Voraussetzung zum künstlerischen wie zum kulturellen Erfolg. Man wird sehen, daß zu Sommerlinde und Bergahorn viel saftige Kräuter gehören, Mehlbeere und mancherlei mannshohe Sträucher, von Kleingehölzen höchstens Daphne Mezereum; zur Buche Christrose und Alpenveilchen, Zahnwurz und Hainsalat, Salomonsiegel und Cardamine trifolia; zur Fichte Berberitze und Hechtrose, Preissel- und Heidelbeeren; zur Föhre Erica carnea und Sadebaum, Felsenbirne und Bärentraube; zur Legföhre Eberesche, Zwergwacholder, Almrausch und Steinrösel; zur Lärche Alpenrosen, Dryas und mancherlei andere alpine Zwerg- und Spaliersträucher. Wer diese Zusammenhänge nicht beachtet, die von Standort zu Standort wechseln, der kann nie einen in sich und mit der Umgebung harmonischen Garten in den Alpen schaffen.

Es mag an diesen aus der Baumwelt gewonnenen Beispielen genug sein; sie an Sträuchern und Stauden weiterzuspinnen, ergäbe schließlich ein Lehrbuch der Gartenkunst in den Alpen. Hier sollen ja nur ihre Grundzüge angegeben werden und das sind in bezug auf den Werkstoff diese: Feststellung der einheimischen Holzgewächse und Stauden, die an dem Gartenort von selbst bei gesundem Wachstum zu gedeihen vermöchten; Bestimmung der natürlichen Gesellschaften, in denen diese Pflanzen auf dem gegebenen Gelände vorkommen

könnten; Auswahl jener Gartenpflanzen und fremdländischen Gewächse, die mit den vorgenannten einheimischen nach Form und Wachstumsmöglichkeit in Einklang stehen; Auslese des so gesammelten gesamten zur Verfügung stehenden Gartenwerkstoffes nach dem zu Größe und Zweck des Gartens Passenden, wobei schließlich feststeht, daß diese Auslese um so mehr der heimischen Flora sich angleichen muß, je größer, parkartiger der Garten ist, und daß dieser um so mehr Fremdes beherbergen kann, je gebundener seine Form, je mehr umhegt, je mehr einbezogen in Gebautes er ist.

Hier ist wieder betont, wie die Form und der Inhalt des Gartens voneinander abhängig sind. Gilt dies für den Garten überhaupt, so besteht für den Alpengarten noch ganz besonders die Forderung, daß er die einfachste, zwangloseste Form haben muß, die Zweck und Örtlichkeit überhaupt noch zulassen.

Es ist kein Zufall, daß alles, was in den Alpen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gebaut wurde, als auch dort die Baukultur verfiel, so wundervoll großzügig, geschlossen und einfach ist. Der Sinn für die ganz große Bauform ist bajuwarische Stammeseigentümlichkeit, und eine tausendjährige Erfahrung hatte gelehrt, daß alle An- und Ausbauten, alles Unruhige den harten Unbilden des Alpenklimas bald erlagen. Daß zwei Menschenalter ihr Möglichstes getan haben, diesen großen Zug in allem Gebauten aufs gründlichste zu zerstören, das darf uns nicht hindern von allem, was wieder neugeschaffen wird in unsern Gebirgen, es sei Haus oder Garten, diese letzte und allein vornehme Einfachheit und Größe zu verlangen. Nur sie kann in der ungeheuren Größe dieser Landschaft mit einem bescheidenen Recht auf Dasein bestehen.

Es kann hier nicht gelehrt werden, wie solche Einfachheit zu gewinnen ist. Das muß im Blut liegen und kann nur geschult werden an den Bauten jener Zeiten, die noch bauen konnten, und an den Arbeiten der besten Baukünstler unserer Zeit. Das eine oder andere mag hervorgehen aus der Schilderung einiger „aktueller“ Beispiele, mit der die Betrachtungen über den Garten in den Alpen schließen sollen.

Mehr und mehr sehen sich die Kurorte in den Alpen veranlaßt, gärtnerische Anlagen zu schaffen für diejenigen ihrer Gäste, die durch ihren Gesundheitszustand an die nächste Umgebung des Ortes gebunden sind. Und diese Gärten teilen das Schicksal der meisten Kuranlagen, daß sie nämlich mehr sein wollen als sie können, daß sie dem Ort einen andern Charakter zu geben versuchen, als er von Natur aus hat. Der Ehrgeiz des Kurgärtners läßt nicht zu, daß in einem solchen Park etwa jene Bäume gepflanzt werden, die dort besonders gut gedeihen würden, ohne daß man sich viel um sie kümmern müßte. Die

Zu nebenstehendem Bild: Die betont einfachen Formen von Hecken und Mauern ordnen sich ganz der großen Linie des Hauses unter, bilden nur einen breitgelegenen Sockel seiner prachtvoll in sich ruhenden Erscheinung. Das üppige Gedeihen der Polsterstauden ist der Fruchtbarkeit des Molassebodens zuzuschreiben und beweist zudem, daß die richtige Pflanzenauslese an den richtigen Ort kam.



Phot. Seifert.

Garten vor einem mächtigen, schon seit langem von Städtern bewohnten Bauernhaus auf einem Molassehügel im Chiemgau.

wachsen ja ohnehin auf den Grenzrainen und an den Bächen, sind also nicht fein genug für einen Kurgarten. Er will es den Weltbädern draußen im Tiefland gleichen und pflanzt das, was etwa in Sachsen recht schön würde, wenn der Gärtner dort nicht das den Kurgästen vorsetzte, was Homburg oder Wiesbaden angemessen wäre. Und jeder Gärtner in solch klimatisch begünstigtem Gebiet schießt selbstverständlich nach San Remo oder Bordighera, und der Gärtner dort nach Luxor — und der Erfolg: überall krüppelige, krankheitsanfällige Fremdlinge, überall Verwischung des Charakteristischen und statt seiner die Plattheit der internationalen Hoteldiele. In dem Bestreben, den Gästen aus dem Flachland etwas besonderes zu bieten, zeigt ihnen der Gärtner des Oberlands nur, daß diese Dinge bei ihnen zu Hause viel schöner sind. Der Mann, der aus der Mark oder von der Wasserkante in die Alpen kommt, der will dort Fichten sehen, ganz gewöhnliche Fichten, die er daheim nicht kennt und die ihn begeistern, nicht aber Lebensbäume und Scheinzypressen; von denen hat er genug in seinen Friedhöfen und Vorgärten. Was hat am Königsee die Yucca als „Solitärpflanze“, was haben dort fette, protzige Canna indica zu suchen, wo ein Bergahorn oder eine Lärche, wo bunte Bauernblumen den fremden Gästen unvergeßliche Eindrücke mitgeben würden? Warum soll so viel Geld und Arbeit an glatte Parkrasen gewendet werden, wie man sie überall baut, wenn doch unsere gemeinen Bauernwiesen die schönsten der Welt sind? Nur wegen jener Naturschönheiten, die dem Gebirge besonders eigentümlich sind, kommen doch die Sommergäste, und die Kur- und Fremdenverkehrsvereine müßten es sich angelegen sein lassen, gerade dieses Typische, Einmalige zu erhalten, zu pflegen und zu steigern, wenn es ihnen auch alltäglich erscheint, nicht aber es zu ersetzen, zu verwässern durch Allerweltsgärtnerei.

Nun könnte man glauben, die Steingärten, die, wohl von England herüberkommend, überall bei uns so viel Anklang gefunden haben, ja eine Modesache geworden sind, sie wären die naturgegebene Form des Gartens im Gebirge; werden doch in ihnen lauter Hochgebirgspflanzen gehalten, Kinder der Alpen, Karpathen, der griechischen und kleinasiatischen Gebirge, des Kaukasus, des Himalaja und der Anden. Freilich entspricht den Bedingungen der Alpengärten ein sehr viel größerer Teil der Pflanzenauslese des Steingartens als der sonstigen Gartengewächse des Tieflands. Aber die Form, in der Steingärten von den Liebhabern in der Regel angelegt werden, genügt keineswegs den künstlerischen Anforderungen, die an Gärten in unsern Gebirgen gestellt werden müssen. Von Einfachheit und Größe ist da selten etwas zu finden. Alle Romantik und Sentimentalität, die aus Haus und Wohnung schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit verdrängt wird, lebt sich im Steingarten aus. Selbst kluge Leute von Geschmack glauben hier Naturgebilde im Kleinen nachahmen zu müssen, und sie berufen sich dabei auf das Vorbild des chinesischen und besonders des japanischen Gartens, die ja im wesentlichen Miniaturlandschaften darstellen. Sie vergessen dabei, daß diese Gärten und jede winzigste Kleinigkeit in ihnen Ausdruck

einer religiös bestimmten und durchaus asiatischen Symbolik sind, die uns Europäern völlig unzugänglich bleibt.

Bei der Freilandpflege der Hochgebirgsstauden und -Kleinsträucher kann man der Steine nicht entraten; man braucht sie, um die einzelnen Beete so zu erhöhen, daß kein Wasser in ihnen bleiben kann und die Pflanzen im Winter trocken stehen; man bedarf ihrer, um die verschiedenen Erdarten voneinander getrennt zu halten, vor allem auch, um all den Gewächsen, die, in engen Fugen wurzelnd, über wagrechte oder senkrechte Flächen sich ausbreiten, die unerläßliche Ellbogenfreiheit und trockene Unterlage zu sichern. Man schafft also mit Steinen und Erde Dinge, die ganz bestimmten Zwecken genügen müssen. Bei allem, was sonst durch Menschenhand gemacht wird, bemüht man sich doch, dem beabsichtigten Zweck mit möglichst knappen Mitteln in sauberster, einfachster Form Genüge zu tun und das Gebilde als etwas künstlich Geschaffenes, nicht als etwas natürlich Gewordenes erkennen zu lassen. Wer mit Mörtel und Steinen ein Haus baut, der ahmt doch keine Höhle nach, sondern müht sich nach Kräften, alles so geradlinig, eben und rechtwinklig zu formen, als es ihm nur möglich ist, und wenn er mit den rundesten, härtesten Granitfindlingen arbeiten muß. Warum sollen nun im Garten aus Steinen und Erde Formen entstehen, die natürlich sein sollen, die es aber in der Natur gar nicht gibt?

Es kann in botanischen Gärten, in Schulgärten ab und zu angebracht sein, dem Beschauer zu zeigen, in welcher besonderen Art die eine oder andere Pflanze in der Natur vorkommt, wie etwa *Viola biflora*, das gelbe zweiblütige Veilchen, in engen moosigen Schluchten sich ansiedelt. Das mag in kleinen Zutatzen einer sonst in gebundener Form gebauten Anlage ganz reizvoll sein. In der Regel aber bieten die künstlich aufgeschütteten, natürlich sein wollenden Hügel, die übersät sind mit einem Kunterbunt aller möglichen Steinarten in oft ganz unnatürlichen Formen, ein sehr wenig erfreuliches Bild und sie sind um so häßlicher, je kleiner sie im kleinen Garten als sinnlose Fremdkörper stehen.

Es mag im Gebirge vorkommen, daß man natürliche Felsen in einen Steingarten einbeziehen kann, und man wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, belanglose Pflanzen an ihnen durch seltenere, schmuckvollere zu ersetzen. Aber was immer an Steinen und Polsterbeeten hinzugefügt wird, muß sich klar als ein Gebilde von Menschenhand bekennen, muß geordnet und sauber in den einfachsten geometrischen Körpern geformt sein. Und zwar in Körpern solcher Größe und Ruhe, wie sie den Werken der bajuwarischen Baukunst in den Alpen eigen ist, von denen oben die Rede war.

Zu nebenstehendem Bild: Er besteht nur aus den beiden Kalkstoff-Futtermauern, die den vom Hausbau herrührenden Erdaushub gegen die abfallende Wiese abstützen, und den zwei von ihnen gehaltenen Beeten. Die große Einfachheit der Grundform bringt den reichen Inhalt der Blumenbeete ganz besonders zur Geltung.



Phot. Seifert.

Kleiner Hausgarten im Moränengebiet.

Es ist nicht möglich anzugeben, wie im einzelnen Fall solche Mauerbeete auszubilden sind. Zu verschiedenartig sind die Besonderheiten jedes Gartenorts, denen sie entsprechen müssen. Jedenfalls aber ist es möglich, auf lauter senkrechten und wagrechten Flächen, wie sie durch Staffelung, Vor- und Rücksprünge von Futtermauern gewonnen werden können, jeder Alpenpflanze das ihr zusagende Beet besonders zu bereiten. Es liegt im Wesen der Mauer, daß sie nur in bescheidener Höhe ganz mit Erde gemauert, ganz von Pflanzungen bedeckt sein kann. Je höher sie ist, um so mehr muß ihr Zweck: die Abstützung des hinter ihr lastenden Erdkörpers, ausgedrückt sein, darf nicht durch bunten Pflanzenwuchs verwischt, gefährdet werden. Auch hier sind Nutzbauten früherer Generationen die besten Vorbilder.

Verschiedentlich sind neben Unterkunftshäusern in den Alpen kleine Pflanzgärten angelegt worden. Natürlich sein sollende, künstlich aufgeschüttete Hügel, die allseits mit Steinen bedeckt und mit einer nichtssagenden Auslese von Polsterstauden bepflanzt sind, zum Teil bloßer Gartenzüchtungen, wie sie eben in den Katalogen kleinerer Handelsgärtnereien angeboten werden. Solches Tun schafft niemand Nutzen, bringt nur einen unerfreulichen Fremdkörper mehr in die Bergwelt. Man muß sich mit so viel Naturfremdem im Gebirge abfinden, weil die heute allmächtige Wirtschaft es verlangt, daß man auf Unnötiges leicht sollte verzichten können.

Und doch wäre es erzieherisch außerordentlich wertvoll, wenn neben jeder Hütte ein kleiner Garten die Möglichkeit gäbe, sich über die Pflanzenwelt des Hüttengebietes zu unterrichten. Man müßte ein geeignetes Gelände in der Nähe der Hütte dazu verwenden, möglichst mit natürlich anstehendem Fels, und es ausbauen durch einige ebene Mauerbeete, zu deren Stützmauern die verschiedenen im Gebiet vorkommenden Gesteine verwendet werden. Auch die Erde der einzelnen Beete muß natürlich diesen Steinarten entsprechen. In diesen Gärtchen müßten alle für das Gebiet charakteristischen Pflanzen gehalten werden, wobei ruhig jene Seltenheiten wegbleiben dürften, die man besser unbekannt läßt.

Den Wert solcher Gärten schlage ich sehr hoch an. Der Pflanzenkenner weiß ja in der Regel nicht, mit welcher unfaßlicher Unkenntnis heute alle Bevölkerungsschichten der Natur gegenüberstehen, die Gebildeten ganz und gar nicht ausgenommen. Jeder ABC-Schütze kennt von weitem einen Wanderer- und einen Adlerwagen auseinander; wieviel erwachsene Großstädter können eine Fichte von einer Tanne, eine Linde von einem Ahorn unterscheiden?

Die botanischen Gärten können da nicht viel helfen. Sie sind zu wenig und zu reichhaltig. Der Besucher wird erdrückt von der Fülle und ist nicht gespannt genug, um sie aussieben und das ihm Notwendige aufnehmen zu können. Ähnliches gilt auch für die Pflanzgärten am Schachen und an der Lindauer Hütte, die ja anderen Zwecken als der Belehrung von Laien dienen müssen. So einen kleinen Hüttengarten aber besucht jeder nur, wenn er Zeit und Muße

hat zu beobachten, und er sieht in ihm nur Pflanzen, die ihm rings in der Umgebung immer wieder begegnen, sich ihm einprägen. Mit der Möglichkeit, das Gesehene zu benennen, die Zusammenhänge zu verstehen, wächst doch erst die Freude an weiterem Beobachten, und je mehr Freude einer draußen an der Pflanzenwelt finden kann, weil er auch ihre bescheideneren Kinder kennen und lieben lernt, um so weniger ist er versucht, Blumen abzureißen und mit heimzunehmen. Aus jedem Kenner der Alpenflora und nur aus ihm erwächst ihr ein Schützer!

Natürlich dürfen diese Hüttengärten nicht schematisch oder willkürlich bepflanzt sein. Es muß aufmerksam gemacht werden auf die Zusammenhänge zwischen Gestein und Pflanzendecke und auf die natürlichen Gesellschaften. Der Besucher muß belehrt werden darüber, daß etwa die Legföhre der Kalkalpen im Urgebirge durch die Grünerle vertreten wird, daß beide ganz charakteristische Begleiter haben, die sich in ihrem Schutze ansiedeln, daß die meisten Familien der Hochgebirgspflanzen Arten für Kalk, Arten für Urgestein ausgebildet haben, daß es Pflanzen gibt, die Serpentinegehalt des Untergrunds anzeigen, daß manche Arten von dem Hüttengebiet aus nur nach Westen, andere nur nach Osten hin wild vorkommen. Auch auf manche Lebesseigentümlichkeiten, wie das Halbschmarotzertum mancher Enziane, sollte hingewiesen sein. Die bekannteren der geschützten Pflanzen dürften dabei keineswegs fehlen; es ist mir kein Zweifel, daß ein Bergsteiger, der die Möglichkeit hatte, an einem wirklichen Frauenschuh, einem purpurnen Enzian sich satt zu sehen, nicht nur an Abbildungen, viel weniger versucht sein wird, solche Blumen abzupflücken, wenn sie ihm zum erstenmal als etwas ganz Ungewöhnliches vor Augen kommen.

Nachdem die Erschließung der Alpen beendet ist, obliegt dem Alpenverein die Aufgabe ihre Besucher zu erziehen, auf daß ihre Schönheit ungeschmälert den Geschlechtern nach uns überliefert werde. Er hat dazu Schüler, wie sie keinem Erzieher sonst beschieden sind: die Gesundesten, Begeisterungsfähigsten aus allen Schichten der Bevölkerung, und er hat sie aufgeschlossen, fern vom Trubel und den Sorgen des Alltags, bereit, alles Schöne in sich aufzunehmen. Durch schlechtes Wetter tagelang an die Hütten gefesselt, sind sie dankbar für jede kleine Anregung, die viel fester haften bleibt als die eindringlichste Belehrung drunten in der Stadt. Wären die Unterkunftshütten gebaut im Geiste unserer Zeit und in der Achtung vor dem in tausend Jahren Gewordenen, gleicherweise fern von kleinbürgerlicher Sentimentalität und modischer Eigenbrötelei, sie könnten mehr wirken zum Verständnis echter Baukunst als alle Zeitschriften und Ausstellungen. Und gäbe es neben den Hütten Gärten in klaren, ehrlichen Formen mit bodenständigem Inhalt, sie vermöchten viel modische oder romantische Verschandelungen aus den Gebirgen fernzuhalten, sie wären die besten und eindringlichsten Vorbilder für werkgerechte, bodenständige Gärten in den Alpen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen](#)

Jahr/Year: 1931

Band/Volume: [3_1931](#)

Autor(en)/Author(s): Seifert Alvin

Artikel/Article: [Gärten in den Alpen. 36-48](#)